

MÜNCHNER UNIVERSITÄTSREDEN

Heft 2

REDE ZUR
REICHSGRÜNDUNGSFEIER
DER UNIVERSITÄT
MÜNCHEN

AM 17. JANUAR 1925

IM AUFTRAG VON REKTOR
UND SENAT GEHALTEN VON

E. SCHWARTZ



München 1925

Verlag der Hochschulbuchhandlung Max Hueber

Verlag der Hochschulbuchhandlung Max Hueber, München

EDUARD SCHWARTZ

o. ö. Professor an der Universität München

Die Odyssee

(VIII. 348 S. 8^o.) Broschiert RM. 7.50, Ganzleinen RM. 10.—

INHALT: A. Analyse: 1. Schiffbruch und Landung an der Phäakenküste. 2. Begegnung mit Nausikaa. 3. Bei den Phäaken. 4. Kyklopie. 5. Äolos, Lästrygonen, Kirke, Thrinakia. 6. Landung in Ithaka und Einkehr beim Sahuirten. 7. Telemachs Reise und Heimkehr. 8. Odysseus unter den Freiern und vor Penelope. 9. Freierkampf und Wiedervereinigung der Gatten. 10. Schluß der Odyssee und Thesprotis-Telegonie. B. Synthese: 1. Das älteste Epos von Odysseus (O). 2. Das zweite Epos von Odysseus (K.) 3. Telemachie (T). 4. Neubearbeitung der Odyssee (F + L). 5. Der letzte Bearbeiter (B).

Der Münchner Gräcist gibt hier zum ersten Male eine zusammenhängende Darstellung und Analyse von Homers Odyssee, nach modernen wissenschaftlichen Methoden bearbeitet und mit kritischem Apparat versehen, so daß ein ganz neues Bild dieser größten Dichtung der Griechen uns ersteht. Es ist nicht trockene Gelehrtenarbeit, die hier vorliegt, sondern sowohl in Sprache wie in Stil lebendige Wiedergabe langjähriger, schwer erungener Forscherarbeit, die vieles Neue und auch manches die bisherigen Anschauungen über das Epos Widerlegende und deshalb Interessante bringt, also unentbehrlich für jeden Altphilologen wie Literaturhistoriker.

KARL VOSSLER

o. ö. Professor an der Universität München

Die Universität als Bildungsstätte

(8^o. 16 S.) RM. —.50.

Eine geistsprühende, geharnischte Kritik am „fahrenden Rittertum des Bildungshungers“ und gegen die „Fachsimplerei“. „Daß das spezifische Können zur Bildung nicht nötig, ja ihr abträglich sei, ist ein altes Vorurteil.“ Und doch: „Irgendwie ist die Grundlage der menschlichen Bildung immer metaphysisch“. Möchten unsere Hochschüler und Akademiker von dem zur Besinnung geführt werden, was der hochgeschätzte Romanist zu sagen weiß und — wagt. (Literar. Handweiser, Nr. 8, 1923.)

Das heutige Italien

(8^o. 16 S.) RM. —.50.

Der hervorragende Romanist gibt in der ansprechenden und zwanglosen Form eines Vortrages ein tief eindringendes Bild von den Zuständen des heutigen Italien, das jeder kennen muß, der sich mit den brennenden Fragen des Faschismus und der Demokratie beschäftigt. (Der Auslandsdeutsche, 1924, Heft 4.)

MÜNCHNER UNIVERSITÄTSREDEN

Heft 2

REDE ZUR
REICHSGRÜNDUNGSFEIER
DER UNIVERSITÄT
MÜNCHEN

AM 17. JANUAR 1925

IM AUFTRAG VON REKTOR UND SENAT
GEHALTEN VON

E. SCHWARTZ



München 1925

Verlag der Hochschulbuchhandlung Max Hueber

Druck von August Pries in Leipzig.

Solange das Reich noch stand, ist der Tag seiner Gründung nur selten, bei besonderen Gelegenheiten, gefeiert; der monarchische Sinn der Deutschen zog es vor, die Geburtstage seiner Kaiser mit freudigem Hochgefühl zu begehen. Das ist alles vorüber: das Erbe Bismarcks, die Frucht langen Sehns, Wollens und Ringens, ist nur noch eine sorgenschwere Hoffnung und eine jämmerliche Gegenwart, die zu Festen nicht begeistert. Und doch können wir uns jetzt am wenigsten dazu entschließen, den Gedenktag deutscher Größe in das gemeine Alltagsgetriebe hinabzustoßen: es wäre ein Verrat an der einzigen Wirklichkeit, die uns geblieben ist, an der Erinnerung. Von jenen ferne gewordenen Zeiten selbst zu reden und zu hören wird freilich vielen schwer fallen und gar den Greisen, über deren Jugend die Sonne des Reiches geleuchtet hat, schließt sich der Mund; sie wissen, daß es der Schmerzen größter ist, wenn im Jammer das Herz sich wendet zu des Glückes Tagen. Ein anderes ist die Erinnerung an die Jahre, deren gewaltiges Geschehen uns gerade jetzt, alle zusammen und jeden einzelnen, von neuem schüttelt, wo ihre Zahlen zum ersten Male im Rhythmus der Jahrzehnte wieder abrollen und mit gebieterischem Zwange das Gedenken zurückdrängen zu den Tagen, Monaten und Jahren, in denen wir, verlassen und abgesperrt, dem wilden Hasse der uns neidenden und fürchtenden Welt Trotz geboten haben. Daß das deutsche Volk am Ende

nicht seinen Feinden, sondern der eigenen Willensschwäche und Uneinigkeit erlegen ist, wird auf lange hinaus wie ein böser Dämon auf seinem Dasein lasten, und ehe nicht eine nicht zu ahnende und im gewöhnlichen Pragmatismus der Tagespolitik nicht herbeizuführende Wendung uns aus diesen beengenden Zusammenhängen selbstgewollten Unheils hinausgeschleudert hat, bleibt in dem Durcheinander von Stolz und Scham, von Wollen und Verzweifeln nur ein Festes, die Treue gegen die, welche nicht unterlegen, welche aufrecht geblieben sind bis zuletzt, die um mit den Worten zu reden, die die Athener in ihrer großen Zeit tapfer vor dem Feinde gefallenen Kämpfern auf das Grabdenkmal schrieben, ‚ihr Leben warfen in die Wage und um diesen Preis Mannesehre tauschten und des Vaterlandes Ruhm‘. Den Toten, die am Reich nicht verzweifelt haben, ist es zu danken, daß das Reich trotz allem eine Wahrheit geblieben ist; sie verbürgen, wenn sie nicht vergessen werden, daß es eine Wahrheit wieder werden wird. Es ist die innere Logik des Geschehens und des Erlebens, wenn Rektor und Senat beschlossen haben, jetzt, wo nach einer ungewollten Pause die Universität den Gründungstag des Reiches wieder begeht, die Feier dem Gedächtnis aller derer zu widmen, die, im engeren und im weiteren Sinne zu ihr gehörig, in dem großen Kriege für Kaiser und Reich und unmittelbar nachher für die Wiederherstellung der staatlichen Ordnung und die Befreiung von undeutschen Verbrechern gefallen oder gestorben sind. Damit wird das Band wieder erneuert, das in besseren und, wie wir alle hoffen, nicht für immer vergangenen Tagen die Jugend der Universität mit den stärksten Machtpfeilern des Reiches, seinem Heer und seiner Flotte verband: was sie waren, werden unsre Universitäten erst wieder werden, wenn wieder neben Hörsaal und Laboratorium der Exerzierplatz und das Schulschiff für die volle Ausbildung der Jugend

sorgen, die berufen ist, der Nation im Forschen und Erkennen, im Wollen und im Handeln voranzugehen.

Rektor und Senat haben mit Absicht darauf verzichtet, dem Tage durch geladene Gäste Glanz und Würde zu verleihen, wie es sonst bei akademischen Festen üblich ist; was an Raum zur Verfügung steht, gehört heute denen, die ihr Bestes für das Reich dahingegeben haben. Wenn auch bei aller Weite doch nur ein umgrenzter Kreis sich hier zusammengefunden hat aus den Unzähligen, denen im Kriege das allgemeine Leid zum eigensten geworden ist, es rauscht doch ein Meer von Schmerz und Klage in dumpfer Unendlichkeit auf, die jeden Ton hoffnungslos verhallen läßt, der versucht zu einem einzelnen Ohre zu dringen, eine einzelne Seele in Leid lindernde Schwingungen zu versetzen. Wie der Staat, der um sein Dasein kämpft, nicht fragt und nicht fragen darf, was er an Hoffnungen und Wünschen, an Neigung und Liebe, an allem, was in des Friedens Sonnentagen dem Menschenherzen teuer ist, zerstört und zermalmt, so kann auch die mitfühlende Trauer einer Gemeinschaft sich nicht auf die individuellen Besonderheiten verteilen, auch an einem Tag nicht, an dem die Kruste, die das vorwärtstreibende Leben über alt werdende Wunden gelegt hat, sich lockert oder das stille Doppelleben, in das ein nicht sterben wollender Schmerz sich vor den Forderungen und Rechten des diesseitigen Daseins birgt, einmal wieder mit voller Kraft in das Empfinden hineinströmt und es über diese Erde hinaushebt. Hier und heute kann nur das Eine zu Worte kommen, das uns alle vereinigt: unsere Trauer ist und soll eine stolze sein; wir schulden es unseren Toten unseres Leides Last zu tragen aufrechten Hauptes und ungebrochenen Herzens. Es ist nicht deutsche Art das innere Heiligtum eines großen, gemeinsamen Schmerzes mit schellenlautem Rühmen und dem Flitterprunk einer eitlen Rhetorik vollzu-

stopfen, und wir beneiden unsere Feinde nicht um die Fülle unbekannter Namen, in denen Napoleon I. auf seinem Pariser Triumphbogen all die Orte aufzählt, wo er mehr noch unterjochte Völker als sein eigenes zu Opfern seiner Eroberungsgier gemacht hat: aber vergessen wollen wir darum doch nicht, daß in drei Erdteilen die Gräber deutscher Krieger dafür zeugen, wie weit einiger deutscher Wille den frevelhaften Angriff auf unsere Grenzen einmal zurückgeworfen hat, wir wollen nicht vergessen, daß vom Eismeer bis zu den Wassern, die die Spitze Südamerikas umfluten, vom Indischen Ozean bis zum Skager Rak deutsche Seeleute und deutsche Schiffe in der Tiefe ruhen, die es seit langer Zeit zum ersten Male wieder gewagt haben, das Weltmeer, das jedem gehört, der es zu befahren wagt, von den Fesseln der Insel zu befreien, die seit Jahrhunderten sich daran gewöhnt hat, es als einen ihr ausschließlich von Gott bestimmten Besitz zu betrachten. Bleibt stolz in eurer Trauer: wir rufen es heute unseren deutschen Volksgenossen zu jenseit des Böhmerwalds, an der Donau, in den Bergen Kärntens, Steiermarks und Tirols, mit uns und für uns sind eure Toten gefallen für den deutschen Kaiserstaat, der durch leid- und ruhmvolle Jahrhunderte hindurch ein Hort deutscher Ordnung und Gesittung, deutschen Fleißes und deutschen Geistes gewesen ist in dem östlichen Völkergewühle, das sich selbst zu zähmen und zu lenken nie gelernt hat und nie lernen wird. Jetzt freilich meinen diese Splittervölker sich der von ihnen nicht erkämpften Freiheit dadurch würdig zu erweisen, daß sie ihren Erziehern und Wohltätern die einst mit unbeirrter Langmut geübte Schonung und Pflege ihres Volkstums damit vergelten, daß sie sie in ihre schlecht überfirnißte Unkultur und Primitivität hineinzuzwängen versuchen und ihnen das rauben wollen, was ihnen selbst stets gelassen ist, die eigene Sprache und die eigene

Art. Und, um das Unheil voll zu machen, an diesem Treiben beteiligt sich einstweilen wenigstens auch ein Staat, der den Anspruch erhebt, der Erbe der römischen Geschichte zu sein. Es ist hier nicht der Ort über die Schicksalsgemeinschaft ausführlich zu reden, die im Guten und im Bösen seit zwei Jahrtausenden zwischen den Landen nördlich und südlich der Alpen auf und ab wogt: aber an einem Tage wie dem heutigen muß es und muß es gerade in München, dem Ausgangspunkt der Straße, auf der einst die deutschen Könige nach Welschland gefahren sind, gesagt werden: für das deutsche Land Tirol ist zuviel deutsches Blut geflossen, einst und jetzt, als daß sein Name durch fremde Willkür aus der Geschichte getilgt werden könnte. Die Unbill, die dort jetzt, ohne jedes geschichtliche Recht, geübt wird, wird von jedem Deutschen, auch im Innersten des Reiches, weit von jeder Grenze, als ein Unrecht empfunden, das ihm selber geschieht, das seine Sühne finden muß, früher oder später; die Mühlen der Götter mahlen langsam, aber fein, sagt das griechische Sprichwort. Wenn wir, des großen von der deutschen Gesamtheit geführten Krieges und seiner Gefallenen eingedenk, unsere Augen hinüber wenden zu all der Schmach, die der deutsche Name auf dem Boden des alten Oesterreich von fremder Unordnung und Willkür erdulden muß, so wandelt sich uns die Trauer in Zorn, in einen Zorn, der sich gelobt, das heilige Band, das das große, gemeinsame Kämpfen und Sterben um die Deutschen des Reiches Bismarcks und des Kaiserstaates geschlungen hat, niemals zu zerreißen, es fester zu ziehen, als es je gewesen ist, allen erzwungenen Verträgen und allen Unentschlossenheiten revolutionärer Augenblicksregierungen zum Trotz.

Die heilige Trauer wandelt sich in heiligen Zorn. Dazu mahnt uns nicht nur das Schicksal unserer Stammesgenossen in Böhmen, an der Donau und in den Alpen, nein, von

allen Grenzen und Außenwerken deutschen Volkstums schlägt der Ruf an unser, leider so leicht stumpf werdendes Ohr: vergeßt uns nicht, die wir mit und für euch unter denselben Fahnen gekämpft haben und gestorben sind. So bitter es ist, wir gedenken heute mit unbesiegbarer Treue der deutschen Elsässer und Lothringer, die ihrem Kaiser den Fahneneid gehalten haben auf dem Schlachtfeld und in den fürchterlichen Bedrückungen französischer Gefangenschaft, der tapferen Preußen in Eupen und Malmédy, die wider ihren Willen die Beute des durch Unrecht groß gewordenen kleinen Nachbars geworden sind, der Memeler, denen zugemutet wird, ihr altererbtes Preußentum mit einem kulturlosen Nationalstaat von gestern zu vertauschen, der Nordschleswiger, von denen einst der Siegeslauf der deutschen Einheit ausgegangen ist, all der Deutschen, an denen der ohne Kampf Sieger gewordene Pole die einzige Kunst übt, die Natur und Geschichte ihm verliehen und gelassen haben, die Kunst sich für die eigene Unfähigkeit zu staatlichem Leben durch die Unterdrückung und Ausplünderung anderer Völker schadlos zu halten, die ihm durch eine unverdiente Gunst des Schicksals zur Beute gefallen sind. Wir gedenken nicht minder des deutschen Herrenvolkes, das mit tapferer Zähigkeit an den Küsten der Ostsee eine Stätte vornehmster deutscher Gesittung und deutscher Geisteskultur in fast ununterbrochenen Kämpfen, nur auf sich gestellt, geschaffen und erhalten hat. Nur wenige Monate hat ihm die schon zum Untergang sich neigende Sonne des deutschen Sieges geleuchtet, um einer Nacht des Unglücks zu weichen, furchtbarer als alle Schicksale, die je über diese deutschen Lande dahingebraust sind. Jammervoll zusammengeschmolzen, wehrt sich der im Lande gebliebene Rest gegen die blindwütigen Unterdrückungsgelüste derer, die den Deutschen alles verdanken, was sie an Bildung und Gesittung zu besitzen sich

allenfalls rühmen dürfen; den vielen, die zu uns in das große deutsche Elend geflüchtet sind, müssen wir nachrühmen, daß sie, auch durch die härtesten Schicksalsschläge ungebeugt und ungebroschen, unter uns einhergehen wie eine Leib gewordene Mahnung an das deutsche Volk der hoffnungsarmen Schande dieser Zeiten Trotz zu bieten und mit zähem stillem Wollen den Glauben zu nähren, daß einmal wieder ein wirkliches deutsches Reich kommen muß, stark genug alle zu schützen, die, wo immer es auch sei, Deutsche sein und bleiben wollen, solange die Erde steht. Dann wird ja wohl auch der Tag aufgehen, an dem unsre Bundesgenossen im Osten, die ungleich anderen, die trotz ihrer deutschen Stammverwandtschaft vor der feindlichen Übermacht sich beugten, mutig an unsere Seite traten, der Tag, an dem diese unsere Bundesgenossen erfahren werden, daß sie nicht umsonst unter den Fittichen des deutschen Kaiseradlers für unsere und für ihre Zukunft gekämpft haben.

Aus unserem Staate ist die Jugend verschwunden, wie wenn der Frühling aus dem Jahr genommen wäre, so klagte Perikles, als er bei der Bestattung der in einem Jahre Gefallenen im Auftrag des Staates die Rede hielt. Das jetzige Deutschland und vor allem die deutschen Universitäten müssen nur zu sehr das berühmte Wort dahin umprägen, daß viele, viele Jahre ihren Frühling verloren haben. Freilich gleichen der Menschen Geschlechter den Blättern, die abfallen und wieder keimen, aber wie gerade die edelsten Gewächse nicht in jedem Jahre in gleicher Blütenfülle prangen und Früchte der gleichen Süßigkeit tragen, so ist auch der Geist und die Kraft der jungen Generationen nicht dieselbe, jeder akademische Lehrer weiß davon zu erzählen, wie die mageren Jahre wechseln mit den reichen. Das glaube ich jedenfalls bezeugen zu können aus nächster und aus weiterer Erfahrung, daß gerade die Studentengeschlechter, die in dem

Jahrzehnt vor dem Kriege durch unsere Hörsäle und Seminare gingen und die dann in den Krieg zogen, im ganzen betrachtet, ungewöhnlich gesegnete waren; immer wieder verspürte man mit dankbarem Hoffen in jugendlichen Seelen den Mut zu neuen Problemen, die früh einsetzende Energie der selbständigen Arbeit, eine ungewöhnliche Fähigkeit sich in das feine Geäder vergangenen Lebens einzufühlen und verwickelte Fragen durch scharfe Formulierungen zu klären und bei alledem doch die Ehrfurcht vor der großen Überlieferung der deutschen Wissenschaft, deren Erbe ihnen einmal zufallen sollte, wenn unsre Hände müde und alt geworden waren. Und gerade die, die vom Leben die reinsten und die schönsten Erfolge zu erwarten hatten, sind am bereitesten gewesen alles liegen zu lassen, um die deutsche Erde zu schützen, die der deutsche Geist ihnen heilig gemacht hatte; daß sie den Schwung und das Feuer ihrer Jugend, die Sehnsucht ihrer Seele nach den Unvergänglichkeiten der Wissenschaft und der Kunst mit hinausnahmen und wach erhielten in der Wüste des nicht endenden Krieges, davon zeugten ihre unvergänglich in unsre Seele eingegrabenen Briefe, ihre Erzählungen in den kurzen, bittersüßen Urlaubstagen. Was für ein neues Deutschland wird aus diesem Geschlecht erstehen, sagten wir uns mit hoffender Ehrfurcht. Noch schüttelt mich die Erinnerung an die Hochschulkurse, die wir im Auftrag der Heeresleitung im Dezember 1917 in Straßburg abhielten. Neben der unbezwingbaren akademischen Fröhlichkeit ein heiliger kriegerischer Ernst; es war, als ob im Schatten eines kommenden ungeheuren Schicksals die Musen nur leise flüsternd ihre Weisen vom Forschen und Erkennen anzustimmen wagten auf daß sie nicht zu sehr nach den vergessenen Tagen des Friedens klingen möchten. Ein wundersamer Kommers, wie ich ihn nie erlebt und nie wieder erleben werde, beschloß dies Zwischenspiel des Krieges,

wir schieden mit dem Ruf: Auf Wiedersehen in den Hörsälen Straßburgs. Er ist verhallt im Abgrund der Schmach; wo wir in deutscher Freiheit deutsche Wissenschaft gelehrt, bläht sich die Phrase des welschen Unterdrückers.

Es ist nicht anders: die Besten sind dahin, denen wir unser Bestes gegeben hatten, in denen das Fortleben und Fortzeugen sollte, was Gottes Gnade unserem Geiste in seinen schönsten und höchsten Augenblicken verliehen hatte. Sie sollten, wenn wir alt wurden, die Brücke schlagen von uns zu einem neuen Geschlecht, dem fremd zu werden nun einmal jeden Alters Schicksal ist. Jetzt, wo die dazu berufenen Mittler fortgerafft sind, gähnt hinter uns eine Kluft auf und wir fühlen drohend und unentrinnbar die Einsamkeit des Greises, dessen Sprache die Kommenden nicht mehr verstehen. Freilich denken wir alle noch mit dankbarem Hochgefühl an die Semester nach dem Kriege, als eine Schar ernster, weit über ihre Jahre hinaus gereifter Männer zu unseren Füßen saß, mit zäher Entschlossenheit, ich möchte sagen, mit soldatischem Mut sich wieder zu den Werken des Friedens erziehend. Wenn irgend eine, so wird diese Generation dem Reiche die Beamten und Offiziere, hoffentlich auch die Staatsmänner stellen, die es nötiger hat denn je. Aber auch diese Hoffnung, so wenig wir sie von uns weisen wollen, bannt unser trauerndes und sorgenvolles Vermissen der vielen nicht, die einst die Hoffnung der deutschen Wissenschaft gewesen waren. Ein Kornfeld, das der Krieg zerstampft, wächst wieder, wenn das Jahr neu geworden; sind einem Weinberg die Rebstöcke ausgerissen, einem Obstgarten die Bäume gefällt, so dauert es lange, bis die gleiche Erde wieder gleich edle Früchte zeitigt wie vorher. Das echte wissenschaftliche Talent, das nicht nur Anregungen aufnimmt und sich in die Schule eines wirklichen oder vermeintlichen Meisters einordnet, sondern neue Fragen

stellt und neue Wege findet, ist auch in guten Zeiten seltener, als vielleicht manche ob ihrer Lehrerfolge gefeierten Kollegen meinen, und wird dann diese kleine auserlesene Schar so dezimiert wie durch den großen Krieg, dann ist es keine mattschmerzige Schwarzseherei, wenn der Blick in die Zukunft sich von schwerer Sorge trübt. Diese Sorge durch Organisieren und Sozialisieren, durch prahlerische Mittel- und Hochschulreformen oder gar durch alberne Redensarten von freier Bahn dem Tüchtigen bannen zu wollen ist eine kindische Selbsttäuschung; wer den Mut hat den Dingen offen ins Gesicht zu sehen, dem bleibt am Ende wie dem Landmann nichts übrig als ein stilles und gefaßtes Gottvertrauen, daß aus der schwer heimgesuchten deutschen Erde doch früher oder später wieder Männer hervordringen, die dem deutschen Geiste die vornehme Stellung im forschenden und erkennenden Wettkampf der Völker erhalten, die er sich einst, ebenfalls in schweren Zeiten, errungen hat.

Eins aber ist nötig, für das wir selbst verantwortlich sind und das wir nicht mit träumender Hoffnung von einer ungewissen Zukunft ersehnen dürfen: wir müssen wieder ein Volk werden, das sich einen freien und einen wahrhaften Staat schafft, einen Staat, der sich zunächst innerlich, dann aber auch im wirklichen Wortsinn nicht entwaffnen läßt und imstande ist, keine fremde Übermacht in seinen Grenzen zu dulden. Für den Deutschen ist es leider keine Selbstverständlichkeit, daß zu dichten und zu denken nur in einem freien Lande möglich ist. Die böse Phrase, daß wir uns von Potsdam zu Weimar bekehren müßten, treibt noch immer ihr spukhaftes Unwesen in unsrer republikanischen Demokratie, deren Bereitwilligkeit auf verlogene Schlagworte hineinzufallen ein unschönes Gegenstück bildet zu der Gewissenlosigkeit, mit der die revolutionäre Demokratie der Franzosen oder die puritanische der Angelsachsen es von

je her verstanden hat, mit ihren heuchlerischen Schlagworten die Gimpel zu fangen. Wer es fertig bringt, das echte Weimar zu durchpilgern ohne die abstoßende Erinnerung an die s. g. Nationalversammlung, der sieht nicht den Gegensatz, sondern fühlt bis in jeden Nerv den Zusammenhang mit dem Potsdam des großen Preußenkönigs, der denkt daran, daß Karl August, der zu Weimar doch wohl dazu gehört, kein höheres Ziel seines Ehrgeizes kannte als das, Offizier der preußischen Armee zu sein, der erlebt von neuem, was er längst gewußt hat, daß Lessings deutsches Kämpfertum im Siebenjährigen Krieg gewachsen ist, daß Goethe fritzisch gesonnen war und daß das heroische, von dem mächtigen Atem großer Geschichte durchwehte Schillersche Drama nur möglich war in einer Epoche, in der die großen Taten eines großen deutschen Königs die geschichtlichen Instinkte der Nation wieder wachgerufen hatten. Man mag zugeben, daß das nach dem Dreißigjährigen Kriege und den französischen Verheerungen langsam wieder erstarkende deutsche Selbstbewußtsein in der Dichtung und der Philosophie früher zum Ausdruck kommt als im politischen und nationalen Wollen: es bleibt doch richtig, daß die Voraussetzung dieses neuen deutschen Bewußtseins das Zurückdämmen der französischen Macht durch den österreichischen sich zäh behauptenden Kaiserstaat und das märchenhaft rasche Emporsteigen Preußens gewesen sind. Als der deutsche Geist und der deutsche Wille sich in den Freiheitskriegen zusammenfanden, hat niemand von einem Gegensatze zwischen Weimar und Potsdam etwas gewußt, Fichte hat die Reden an die deutsche Nation, diese wunderbare Vereinigung idealistischer Philosophie und unmittelbaren Verlangens nach deutscher Größe und deutscher Macht, an der Universität Berlin gehalten, dicht bei dem Königsschloß derselben Hohenzollern, die in dem benachbarten Potsdam

ein einzigartiges Denkmal willensstarker und geistesgewaltiger deutscher Fürstenmacht geschaffen haben.

Eine Dichtung, die etwas zu sagen hat und nicht bloß Literatur ist, eine Kunst, die von ihrer inneren Notwendigkeit überzeugt, eine Philosophie und eine Wissenschaft, die den denkenden Menschen frei dem Weltganzen gegenüberstellt, sie entquellen alle derselben Lebenskraft, die den Staat mit allem was zu ihm gehört, schafft und erhält, ihn mehrt und verteidigt. Aus dem Schwung des in dem Ringen um die Freiheit neugeborenen deutschen Staatsgedankens, der in der preußischen allgemeinen Wehrpflicht mit machtvoller Wirklichkeit in die Erscheinung trat, ist diese Erkenntnis von der Einheit des staatlichen und des geistigen Lebens den großen Philologen und Geschichtsforschern Niebuhr, Boeckh, Welcker aufgegangen, die die neue Wissenschaft vom klassischen Altertum schufen; sie gilt für jede Epoche, in der noch ein Rest schaffenden und wirkenden Lebens ist. Freilich kann das gegenseitige Verhältnis zwischen dem, was eine Volkseinheit geschichtlich erlebt und an Kulturwerten schafft, sich sehr verschieden ausgestalten. Das griechische Heldenepos setzt sicherlich ein Zeitalter heldenhafter Kämpfe voraus, und bei manchen Iliasdichtern fühlt man noch jetzt, daß sie als kriegsgeübte Männer zu einem Publikum reden, das gewohnt ist sein Leben einzusetzen: aber direkt sind die Kämpfe, die die hellenischen übers Meer gekommenen Geschlechter, Völker und Völkerspitter auf dem kleinasiatischen Neuland zu bestehen hatten, nicht in die Dichtung übertragen, und der einzige historische Kern der Ilias der sich noch ahnend erraten läßt, ist eine Niederlage von verhältnismäßig geringer Bedeutung. Von dem ungeheuren Erleben der germanischen Völker in den zwei Jahrhunderten der Völkerwanderung sind im nordischen Lied und dem deutschen Epos übriggeblieben nur die vom Nebel der Dich-

tung umflossenen Gestalten des Hunnenkönigs und des großen Ostgoten, der als Heerführer des Konstantinopler Kaisers Italien in Besitz nahm, sowie eine vereinzelt Katastrophe, die das burgundische Königsgeschlecht, nicht einmal das ganze Burgundenvolk, betroffen hatte. Anders das weltbeherrschende Rom: es übernimmt von den Besiegten die längst ausgelebte Form des Epos, aber es gießt mit imposanter Selbstverständlichkeit seine eigene siegesvolle Geschichte als Inhalt hinein durch den Mund eines Dichters nicht-römischer Abkunft. Und als das englische Drama seine Höhe erreicht hat, schafft es sich in der History mühelos die Form um die düstere Größe der eigenen Königsgeschichte einer kraftvoll der Zukunft zudrängenden Gegenwart vor Augen zu stellen. Das Licht, das von großen geschichtlichen Schicksalen ausstrahlt, wird im Medium des schaffenden und formenden Geistes sehr verschieden gebrochen und gespalten; es ist auch nicht ausgeschlossen, daß es, scheinbar wenigstens, ganz verschluckt wird. Die größte Leistung der römischen Bürgerschaft, die Überwindung des Ständekampfes und die Einigung Italiens unter römischer Herrschaft, hat in Dichtung und Kunst keine Spuren hinterlassen, Alexander hat vergeblich nach dem Dichter gesucht, dessen Kunst seinen Taten gewachsen war, und wir Älteren erinnern uns noch daran, wie der Hochsommer deutscher Dichtung und deutscher Kunst, der auf die Siege von 1870/71 folgen sollte, ausgeblieben ist. Nur das eine lehrt die Geschichte unwiderleglich, daß es mit dem Dichten und Denken, mit dem künstlerischen Schaffen und mit aller lebenden, das Überkommene mehrenden Kultur zu Ende ist, wenn ein Volk nicht mehr den Mut zur Freiheit hat, wenn es die Kraft und den Willen verliert seine Geschicke selbst zu bestimmen. Davon legt die Geschichte des Hellenentums ein Zeugnis ab, das den ernsten deutschen Betrachter gerade in den jetzigen

Zeiten bis in den Grund der Seele erschüttern muß. Die Dichtung, die Philosophie, die Kunst des Hellenismus in dem Jahrhundert nach Alexander zeigt in ergreifender Weise den Widerspruch, dem diese äußerlich glänzendste Entfaltung der griechischen Lebenskraft schließlich erlegen ist, den Widerspruch zwischen der echt hellenischen unüberwindlichen Neigung in der maßvollen Begrenztheit des Bürgerstaats zu verharren und der gewaltigen Expansionskraft des weltbezwingenden makedonischen Königtums. Aber durch all das bunte, farbenreiche, durch und gegeneinander strebende Gewoge dieser Epoche geht ein gemeinsamer großer Zug: der Grieche schreitet, auch unbewußt, auch wenn er nicht will doch als der Herr durch die unterworfenen Welt des Ostens. Das wird alles anders, als das römische Weltreich, unaufhaltsam, Griechen und Makedonen, die Kleinen und die Großen, bezwingt und unterwirft. Es ist nur ein täuschender Schein, wenn es zunächst so aussieht, als unterwerfe der Sieger sich freiwillig dem überlegenen Geiste des Besiegten: nur zu rasch sind aus den griechischen Erziehern die griechischen Schulmeister geworden. In dem alles einlullenden Kaiserfrieden des römischen Weltreiches kann freilich der gebildete Grieche sein Leben nicht nur führen, sondern auch schmücken und verschönen mit all den von ihm geschaffenen Fertigkeiten und Künsten, aber mehr noch als aus der schellenlauten, eine längst entschwundene Vergangenheit seelenlos restaurierenden Wortkunst dieser Zeiten klingt aus den vornehm resignierten Geständnissen besserer und edlerer Geister das Bekenntnis durch, daß dem griechischen Leben doch das Beste fehle, die innere Größe. Und nicht nur die griechische Poesie und die griechische Philosophie, auch die strenge Wissenschaft, die in den Tagen des Hellenismus bis zur Entdeckung der Bewegung der Erde um die Sonne, bis zur Integralrechnung und dem Wagnis den Umfang der Erde

zu messen, vorgedrungen war, auch diese Wissenschaft ist in den Zeiten der römischen Herrschaft gestorben. Discite moniti: alles Dichten und Denken, alles künstlerische Schaffen und alles forschende Erkennen ist unerbittlich dem Untergang verfallen, wenn es sich nicht bergen kann in einem von gemeinsamem Willen des Volkes getragenen Staat, der wehrhaft seine Freiheit erkämpft und behauptet, der aus eigener Kraft sich vor die Frage des Seins oder Nichtseins zu stellen vermag.

Unsere Toten haben es gewußt, daß sie, wenn sie für die Freiheit und Macht des Deutschen Reiches ihr Leben einsetzen, damit auch für die Zukunft des ewige Werte erzeugenden deutschen Geistes kämpfen und starben. Sie stehen vor uns, in der ernstesten, edlen Jugendkraft, mit der sie hinauszogen, und leise erklingen in unseren sehnenden Herzen die Verse des Dichters: „Wer jung die Erde verlassen, wandelt auch ewig jung im Reiche Persephoneias, ewig erscheint er jung den Künftigen, ewig ersehnet völlig vollendet liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster. Aber der Jüngling fallend erregt unendliche Sehnsucht allen Künftigen auf, und jedem stirbt er aufs neue, der die rühmliche Tat mit rühmlichen Taten gekrönt wünscht.“ Bürgt die schöne Schau der Erinnerung auch für die Hoffnung auf eine bessere Zukunft? Wer nüchternen, unbestochenen Sinnes darauf sieht, wie das deutsche Volk durch sein Verhalten nach dem Kriege erst selbst aus dem Unterliegen vor der Übermacht und dem Hunger eine seine beste Vergangenheit vernichtende Niederlage gemacht hat, auf die sittliche Fäulnis, die landfremdes Spekulantentum bis in die Kreise derer, die dem Volke ein Vorbild zu sein berufen sind, hineingeschleppt hat und deren giftige Dünste uns jetzt schier den Atem nehmen, auf die würdelose Zerissenheit der Parlamentarier, die Monate braucht, um auch

nur dem Namen nach eine Regierung zu bilden, während der Feind uns das Sklavenjoch auferlegt und fortfährt die Ufer unseres heiligen Stromes mit seinen Tritten zu besudeln, dem drängen sich harte Worte der Verzweiflung am eigenen Volke auf die Lippen. Das Gedenken an unsere Toten hält sie zurück und mahnt uns daran, daß im Leben der Völker schwerer als der beobachtende und wägende Verstand der Glaube wiegt, der nur echt ist, wenn er hofft, was er nicht sieht. Er bringt freilich nicht den Frieden und sanfte Ruhe, täuscht nicht hinweg über äußere Not und innere Verkommenheit; er ist ein bohrender Stachel des Zornes und des Schmerzes, der das einlullende Einerlei des täglichen Getriebes immer wieder stört und uns immer wieder dem Dunkel einer gefahrvollen Zukunft entgegenjagt. Noch liegt die Zeit erlösenden Handelns in weiter Ferne, noch ist zähe Geduld das Gebot der Stunde; aber das eine müssen wir jetzt schon, alle zusammen und jeder für sich, uns erkämpfen und bewahren, wenn die ernsten Augen unserer Toten nicht vorwurfsvoll in die einsam gewordenen Kammern unserer Seelen scheinen sollen, den furchtlosen Willen und das felsenfeste Hoffen: das Reich muß uns doch bleiben.

Verlag der Hochschulbuchhandlung Max Hueber, München

HILDEBRECHT HOMMEL
**Staatsbürgerliche Erziehung
und Politische Propädeutik**

Mit einem Geleitwort von Univ.-Prof. Geh. Rat D. E. Meyer

(8^o. VIII. 56 S.) RM. 1.40.

In diesem Buche wird die Grundlage der staatsbürgerlichen Erziehung in der Gegenwart geschildert, besonders der Einfluß der klassischen Antike auf die allgemeine Erziehungslehre, und ein Überblick über die politische Propädeutik gegeben. Es ist nicht die alte Streitfrage klassischer oder moderner Bildung, die den Verfasser bewegt, sondern er will dem Lehrer und dem Schüler ein Wegweiser sein zu den politischen Problemen und deren Ursachen aufzeigen. Die Schrift ist deshalb ein unentbehrlicher Berater und Wegweiser für unsere heutige Jugend und ihre Erzieher! Wie das Vorwort von dem bedeutenden Berliner Gelehrten Eduard Meyer, das dem Buch beigegeben ist, ausführt, wird das Werk durch seine klare Darstellung und richtige Erfassung seiner Aufgabe ein wahrer Wegweiser zum politischen Verständnis der Gegenwart, ohne daß es praktisch aktuelle Fragen eingehend behandelt. Es dürfte wohl kein besseres Buch zur Zeit geben, das so geeignet ist, aus dem Chaos der Verwirrung und der Gegenwart den Weg ins politische Freie aufzuzeigen, den eben nur ein in der Antike geschulter und äußerst bewanderter Verfasser zeigen kann.

RUDOLF PFEIFFER

o. ö. Professor an der Universität Hamburg

Kallimachos-Studien

(8^o. 137 S.) RM. 5.—

DEMETRIOS

Vom Stil

Herausgegeben und übersetzt von Emil Orth

(8^o. 70 S.) RM. 1.25

EURIPIDES

Die Bacchen

Übersetzt von Karl Bogner

(Kl. 8^o. 63 S.) RM. —.60, gebunden RM. 1.20

Verlag der Hochschulbuchhandlung Max Hueber, München

KARL RUPPRECHT

Einführung in die griechische Metrik

(8^o, VIII, 109 S.) RM. 2.50, Leinw. RM. 4.—

INHALT: Einleitung / Literatur / Grundbegriffe / Versmaße: Daktylus und Anapäst / Jamben und Trochäen / Joniker / Das choriambische Dimetron / Glyconeen und Verwandtes / Kurzverse / Erweiterung der Kurzverse / Daktyloepitriten / Index.

Der Verfasser dieses Büchlein hat mit glücklicher Hand eine Lücke ausgefüllt, die längst schmerzlich empfunden wurde. Nun haben wir endlich eine in klarer und übersichtlicher Form geschriebene Einführung in die griechische Metrik, die von den Grundbegriffen ausgeht und sodann die einzelnen Versmaße an zahlreichen Beispielen vorführt und erklärt. Außer rund 260 Einzelversen, die aus Aischylos, Alkaios, Anakreon, Archilochos, Aristophanes, Babrios, Euripides, Hipponax, Homer, Pindar, Sappho, Semonides und Sophokles entnommen sind, werden auch die vollständigen Chorlieder folgender 6 Stücke eingehend analysiert: Euripides, Taurische Iphigenie, Medea, Phoenissen; Sophokles, Antigone, König Oedipus, Philoktet. — Das treffliche Büchlein kann nicht nur dem Schüler und dem Lehrer an den Gymnasien, sondern auch den Studenten der Philologie sehr wertvolle Dienste leisten, zumal es durch ausführliche Literaturangaben und Verweisungen auch dem Weisterstrebenden den Weg weist und „den Zugang zu dem schwer verständlichen Werk von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf“ (Griechische Verskunst) erleichtern will. Daher sind einer annähernden Vollständigkeit halber in einem Anhang (6 S.) auch solche metrischen Erscheinungen behandelt, die über die unmittelbaren Bedürfnisse der Schule hinausgehen; für ein lebendiges Verständnis der horazischen Maße wird allerdings auch der größte Teil dieser Ausführungen dem Schulmann willkommen sein. Ganz besonders sei noch auf die äußerst sorgfältigen Register hingewiesen: Das eine ist ein alphabetisches Sachregister, das andere verzeichnet die behandelten Chorlieder und Einzelverse und ist nach Dichtern geordnet.

(Wiener Blätter für Freunde der Antike, 1924, H. 10.)

Druck von August Pries in Leipzig.